

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

21 (26.1.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Die gelbe Gefahr

Von Weare Holbrook (Newport)

Meine Frau ist in der internationalen Politik arabisch bemantert. Sie spricht vom politischen Korridor mit einer solchen Vertrautheit, daß man glauben möchte, er führe aus untern Schlafzimmern ins Badezimmer, und keine zentralamerikanische Republik kann unbenutzt von ihr den Präsidenten wechseln. In letzter Zeit widmete sie ihre Aufmerksamkeit besonders dem chinesischn-japanischen Konflikt in der Mandchurie. „Denke an meine Worte!“ sagte sie, „früher oder später werden wir in einen chinesischn-japanischen Krieg hineingezogen werden. Wir müssen uns mit den japanischen Verhältnissen vertraut machen.“

Was nun mich betrifft, so bin ich bereits Hals über Kopf in den Konflikt hineingezogen worden. Denn auf Anregung meiner Frau mußte ich Jiu-Jitsu-Stunden nehmen — lediglich, um vorbereitet zu sein. Sie engagierte einen kleinen Japaner, der jeden Tag zu mir kommen sollte, um mich in der alten japanischen Kunst der Selbstverteidigung zu unterrichten. Über Anstich nach würden sich diese Kenntnisse als ungeschätzbar erweisen falls ich in ein Handgemenge in der Mandchurie verwickelt werden sollte. „Aber auch hier in der Heimat wird dir das Jiu-Jitsu gute Dienste erwirken“, flüchte sie hinzu. „Wie leicht kannst du einmal einen Gangster oder einem Straßendieb begegnen!“

Wissenschaft wäre dem in der Tat so, wenn der Räuber im voraus wüßte, was ich zu tun beabsichtige, und sich darauf einrichtet — was ich bezweifle. Denn nach meinen Erfahrungen ist zum Jiu-Jitsu Zusammenarbeiten notwendig. Es ist nur dann erfolgreich, wenn beide Kämpfer auf einander gestimmte Rücksicht nehmen. Sie müssen auch die gleiche Sprache sprechen, damit einer dem andern seine Pläne durchsetzen kann.

Die Sommerferien mit meinem Lehrer begannen bereits in der ersten Unterrichtswoche. „Das erste Mal“, so sagte er, indem er sich höflich bürdete und mich bei den Handgelenken ergriß, „machen wir — so —“. Mit raider Bewegung stellte er mir ein Bein, und ich landete auf meinem Rücken. Dann setzte er sich auf meinen Magen und lächelte wie ein Zahnarzt, der einem eben einen Zahn gezogen hat. Er benahm sich auf meinem Magen wie zu Hause. Mir fiel ein, daß man, wenn jemand auf einen andern Magen tritt, wenigstens dessen Namen kennen sollte. „Maru“, sagte ich kurz und bündig und fügte nach einer Weile noch lauter hinzu: „Maru!“

Ich erachtete die Situation als für eine weitere Unterhaltung ungeeignet, nannte ihn Maru und ließ es dabei bewenden. Später gab ich ihm zwar noch andere Namen — aber das ist eine Sache für sich. Die zweite Lektion begann wie die erste. Maru stellte sich vor mich hin und packte meine Handgelenke. „So man Arm drehen“, sagte er mit ausdauernder Freundlichkeit. „Wessen Arm?“ fragte ich. „Aber statt zu antworten, drehe er sich schnell um und warf mich wie einen Weibchen über meine Schulter. Meine Füße verloren den Boden, und ich drehte mich wie ein Wagrad in der Luft. Bevor ich mich wieder auf den Boden setzen konnte, hob er wieder auf meinem Rücken. „Nicht Arm drehen konnt“, sagte er zuvorkommend, „aber man machen!“ Das geschah mit durchaus mäßiger, ich wäre nicht einmal imstande gewesen, zu widersprechen.

„Seht“, sagte Maru, indem er mich auf die Füße setzte und neuerlich meine Handgelenke packte. „Wir machen Genidoerübung.“ „Der Genid?“ fragte ich hoffnungslos. Maru schüttelte den Kopf. „Ich unterrichte“, erklärte er, „Sie lernen müssen.“ Ich war während der ersten Lektion so sehr aufgebracht, daß ich meine rechte Hand hinter meinen Rücken und drückte mit meinem Ellbogen mein Kinn zuerst aufwärts und dann nach links. Es tat sehr weh, und ich hätte ihn auch darauf aufmerksam gemacht, wenn sich meine Hände nicht zwischen meinen Fingern verfangen hätte. Unter den gegebenen Umständen blieb mir nichts anderes übrig als nach rückwärts zu fallen, was ich auch tat.

„Nächstes Mal wir Kumpferübung üben“, sagte Maru. „Nicht aufstehen, bitte!“ Die nächste Lektion brach herein. Maru packte meine rechte Hand mit seinen beiden Händen und setzte mich auf sich. Auf der linken Seite stemmte er seinen rechten Fuß gegen meine Wangenrube und ließ mich von sich weh. Das geschah mit merkwürdiger, so leicht ist es, wenn man einen laien würde. „Und jetzt verformen Sie Ihre Kumpferübung! Aber warum eilen Sie denn so?“ — nur in einer gewalttätigen Tonart. „Bitte, entscheiden Sie sich!“ rief ich ungehört. Als Antwort stieß und setzte Maru mich süßlich. Ich lag über seine Schultern wie ein Gesessener, dralle an die Wand

und landete im Gleitflug. „Si-ya“, sagte Maru aufstimmend. „Selber Si-ya“, stöhnte ich. Auf meinem Kopf befanden sich Beulen, die jeden Neurologen entzündet hätten. Mein Rücken war gewellt. „Sie jetzt unten“, erklärte Maru. „Ich zeige, wie unten fallen!“ Er berührte mit seinem Fuß meinen Adamsapfel und zog mein linkes Handgelenk zurück, bis es trachte. „Sie sehen?“

„Gut!“ antwortete ich. Maru kniete Maru auf meiner Brust nieder, so mein rechtes Bein bis zu meinem Kinn empor und hielt meinen Kopf, indem er ihn herunterdrückte, durch die Wölbung meines Kniees. Was weiter geschah, weiß ich nicht.

Als ich wieder zu mir kam, bestrichte mich meine Frau gerade mit köstlich kaltem Wasser. „Professor Maru ist schon gegangen“, sagte sie. „Er meinte, daß du für heute genug gelernt hast.“

„Ich habe für mein Leben genug gelernt“, stöhnte ich. „Wenn es eine gelbe Gefahr gibt, dann wird sie durch Maru vertrieben.“ „Du glaubst also nicht, daß die Jiu-Jitsu von Nutzen sein wird, wenn du gegen die Japaner kämpfen müßt“, warf sie ein. „Wenigstens wirst du wissen, was sie gegen dich im Schilde führen!“

„Nein“, erwiderte ich. „Ich bin Anhänger der „Hände weg-Volitik“ geworden und nicht nur Hände weg, sondern auch Füße, Knie und Ellbogenweg!“ Ich beschloß mich von heute ab von allen ausländischen Verwicklungen fernzubalten — besonders von Herrn Professor Maru!“

(Einszig autorisierte Uebersetzung von Leo Korzen.)

## Theater und Musik

### Badisches Landestheater

Molière-Abend: „Die Heirat wider Willen“ und „Der Misanthrop“

Jean Baptiste Poquelin (1622–1673), mit seinem Theaternamen Molière genannt, ähnelt darin dem großen Schalepeare, daß er auch aus bürgerlichen Kreisen stammte und durch seinen Beruf gezwungen wurde, seine Feder in den Dienst grober Herren zu stellen. Er schrieb für den „Sonnentempel“ Ludwig XIV. und den Versailles Hof, aber diese Tendenz ist nicht einheitlich, denn Molière mußte auch den Leuten in der Stadt gefallen und er war vorher lange Jahre mit einer Gesellschaft in der Provinz herumgereist, wo er Stücke bringen mußte, die den Würzern saßen. „Der das Geld hat, kann die Ware nach seinem Geschmack verlangen“, heißt es einmal bei Wilhelm Meister, dessen Schicksale übrigens an die des jungen Molière lebhaft erinnern. Molière ist also soziologisch nicht ganz leicht zu analysieren, und man begreift, warum sich noch ein Molière an die Bearbeitung Molières gemacht hat, wie übrigens auch nicht an Goethe. Es lag eben in der Seele des Dichters ein innerer Widerspruch, und dieser trat an dem Molière-Abend des hiesigen Landestheaters deutlich in Erscheinung.

„Die Heirat wider Willen“ kommt aus dem Jahr 1664 und wurde ausdrücklich für die Hoffestlichkeiten des Königs geschrieben. In der Komödie wollte der hohe Adel sich auf Kosten des Bürgertums amüsieren. Der lombische Freier, der reiche Sganarelle, ist also ein Bürgermann; ihm wird ein odliges, aber armes Fräulein als Braut angedreht. Als ihm der Handel reut, erhält er Stodprügel von dem Bruder des Mädchens, bis er sich einverstanden erklärt, obgleich er die Untreue seiner Gattin voraussetzt. Der Bürger ist der Gevorbte, der Adel hat seinen Spaß.

Auch die bürgerlichen Gelehrten erhalten von Molière ihren Stieb. In den beiden Philosophen wird der Gelehrtenstand in einer eleganten Weise mit Vohr überzogen. Das lag auch im Klasseninteresse des Adels, der bekanntlich alle Wissenschaft verachtete. Die Gelehrten galten damals schon als die Vorkämpfer der Bürgerklasse. In Wirklichkeit waren diese Leute nicht so lächerlich, wie Molières Witze sie zeichnet. Sie waren es, die schließlich die Fundamente des Absolutismus untergruben, denn alles Wissen war damals eine rein bürgerliche Angelegenheit. Vom soziologischen Blickpunkt betrachtet, ging Molières Witze und Satire hier ebenso sehr wie die des großen Briten, wenn er gegen die Puritaner loslief. Denn diese Verpötenen ermannen alsbald den politischen Sieg.

Es war die Zeit des Bacon, Descartes, Leibniz, in der die moderne Wissenschaft enorme Fortschritte machte. Auch die Frau en nahmen an dem Bildungsstreben teil, und wenn Molière im Dienst seiner jottulitischen Sokratische die studierenden Frauen verpörrt, so hat er eben daneben, wie mit seinen erigen Sticheleien gegen

die Kerste. Ein Blick in die Geschichte der Medizin lehrt, daß es seit dem 16. Jahrhundert keine Fortschritte in der Kenntnis der Krankheiten wie in den Behandlungsmethoden gegeben hat, der Blutkreislauf wurde durch Harvey entdeckt, die Anatomie nahm einen Aufschwung durch die Erfindung der Lupe. Die Geschichte der Medizin weiß nichts von der Väterlichkeit der Kerste, und man sieht, ein wie falsches Bild man von der Wirklichkeit erhält, wenn man sie bloß durch das Medium der literarischen Literatur betrachtet.

Anders liegen die Dinge bei dem „Misanthrop“ (Menschenfeind), der tiefsten Dichtung Molières. Ein adliger Herr, Alceste, fühlt sich durch die Verlogenheit der Gesellschaft, die Ränkeleien und den Reiz am Hofe, die verlotterte Justiz, die moralische Deutsel und nicht zuletzt die Brüchigkeit des Charakters der Frauen so abgestoßen, daß er der Welt flucht und sich in die Einsamkeit zurückzieht. Dieser Alceste ist ein geistiger Bruder des Jacques in Schalepeares „Wie es euch gefällt“. Die Motive ihrer Weltflucht sind die gleichen; die beiden Dichter müßten die gleichen Erfahrungen gemacht haben mit dem schwarzen Aelzspad, das das Mark des Landes am Hofe verprakte. Außerdem hat Molière in das Werk viel von eigenen Gefühlen hineingemischt. Er hatte als Bieräger die 17jährige Armande heiratet, ein so fettes, kaltherziges, oberflächliches Triebweibchen, das seinen Ehegatt darin lezte, möglichst viele Kandidaten an sich zu fesseln, gleichviel durch welche Mittel. Die Gelimene des Stüdes ist diese Armande, und aus Alceste schaut uns das leidende und gramdurchfurchte Antlitz des Dichters und Mannes Molière an. Wir bedauern Alceste, aber wir billigen seine Weltflucht nicht. Das richtige Verhalten legt der Dichter dem Publikum in den Mund. „Man muß die Welt nicht lieben, so lang man noch etwas Gutes darin tun kann“, sagt ein moderner Dichter.

Der Einstudierung hat sich Herr Baumbach mit Sorgfalt angenommen, und es gelang ihm, uns eine Ahnung von dem leichten, präzisen Gesellschaftsstil der Zeit zu vermitteln, soweit die Darsteller ihm darin folgten. Am reinsten kam dieser Zeitstil in Paul Müller zum Ausdruck, der sowohl als Sganarelle wie als Alceste eine echt französische Lustspielfigur darstellte. Schulze war um eine Idee zu schwer, dagegen erlebte Joachim Ernst das rechtlich Spielerische recht gut. Zu erschütternder Komik geüben die beiden Gelehrten unter den Händen der Herren v. d. Trenck und Brückner, welche letzterer auch als Götter einen munter medernden, faden Höffling zustandbrachte. Auch Otto Kienischer verriet das passende Stillehören. Am ersten Stück müssen Mona Selina und Wera Kraker als echte Zigeunerinnen belobt werden. In Dahleins Misanthrop schmelte das Feuer eines tief eingetretenen Menschenhasses, der sich in starken Ausbrüchen des hysterischen Temperaments entlud. Vielleicht hätte der Künstler etwas zu sehr fortissimo ein, wodurch er sich die Möglichkeit schöner Steigerungen benahm. Etwas mehr philosophische Resignation anstelle des Gevorbters hätte uns stellenweise besser gefallen. Aber am Schluß wendet man sein Herz voll Mitleid dem verzerrten Manne zu, den seine Schicksalschläge in die Wüste treiben. Ein prachtvolles Seelengemälde des Dichters und eine Meisterleistung der reifen Charakterkunst des Darstellers. Lola Ervö hatte Glück mit ihren zwei Rollen, sie stellten seine übertriebenen Ansprüchlichkeiten und die Darstellerin brauchte sich nicht zu bemühen, die Figuren sympathisch zu machen. Denn sie sind es nicht. Dörime und Gelimene sind seelenlose Geschöpfe, aufgepumpte Modeduppen mit glatten Gesichtern. Am schön rierten Köpchen nichts als Gedanken an das Vergnügen. Fr. Ervö erfüllte die äußeren Bedingungen hundertprozentig. Ihrem Spiel gab sie Selbstachtung, Selbstbewußtsein, es fehlte aber an der vorstigen Note. Auch im Sprechen. Fr. Ervö spielte diese Dame des 17. Jahrhunderts zu modern. Es kommen noch einige dialektische Schläden hinzu, z. B. die Reime „Drehen — Verloren“ sprach sie etwa so: Dan — verloran. Den Stil des Stückes traf sehr gut Frau Ervö als falsche Tugendheldin Affonso und Fr. Ervö als Elyante, deren marmes Drama im Verlaufe zu Fr. Ervö sehr zu Herzen geht. In der Kolumierung konnte Fr. Schellenberg diesmal nicht unter volle Zufriedenheit erringen. Sie stellte Kostüme aus einem anszen Jahrhundert zusammen. Im Jahr 1666 trugen die Herren, zum mindesten die jungen, als Beinkleid die sog. „Abingrave“, eine Art Bombhoße, die sehr kleidbar war. Auch die Schuhe stimmten nicht, vor allem nicht die Stulpenstiefel des Herrn Brüter. — Das achtschick versammelte literarische Publikum nahm die Darbietung mit Interesse und lebhaftem Beifall entgegen.

**DREI TAGE LIEBE**  
JOE LEDERER  
Copyright 1931 by Universitäts Deutsche  
Verlags-Aktien-Gesellschaft in Berlin  
(Nachdruck verboten)

Ihr Herz klopf und jagt. Aber schon begreift sie: bis eine Stellung gefunden, das Geld gespart ist — — Wochen, Wochen, Wochen dauert das. Und bis dahin...

„Alles, alles vorbei!“ sagt Lena. „Alles, alles vorbei.“ Lena ruft irgendwo irgendwo Viertelstunde aus, und Lena bemerkt sich, daß sie zur Bornemanns muß, den Koffer holen. Sie geht schneller, aber ihre Knie zittern, merkwürdig, so leicht ist ihr im Kopf, so beschwingt ist sie, nur die Füße sind matt und schwer.

In der Leipziger Straße erblickt sie sich in den blinkenden Spiegelchen, kolbepreist, verabschlösst und durchnäßt. Die Wachsbännen hinter den großen Glasfenstern sehen alle aus wie Karla, schön da, hochmütig und in kühlem Glanz. Episingewänder, Brokatshüllen, schmieglames Pelzwerk. Ach, ihrer ist das Himmelreich! Die Wachsbännen lächeln...

Lena stiert mit brennenden Augen die Puppen an und bewegt lautlos die Lippen. Sie führt ein Gespräch mit Franz, das Blut klopf ihr bis zum Mund, Franz, mußt du dich wirklich schämen wegen meiner? Ein Kinderwebers geht ihr plötzlich durch den Kopf: ich bin wie ich bin, und so nimm mich hin, willst du Bessre besitzen, dann laß sie die schmecken. „Ich bin wie ich bin!“ wird sie heute abend zu Franz sagen, ja, das wird sie. „Willst du Bessre besitzen, dann...“

Aber da überfällt sie die Angst, wie eine grobe Faust, so greift die Angst nach ihrem Herzen und preßt es zusammen. Jede Frau ist besser als sie selbst. Franz muß nur winkeln, alle kann er haben, herrliche Damen, mit denen er sich nicht schämen muß. Der Regen hat Leipziger Straße entlang, Schritt für Schritt. Der Regen hat nachgelassen. In den Häuserfassaden flammen die ersten Lichter auf, glänzen in tiefem Blau und Rot gegen den bleichen Himmel. Autohupen, Zeitungsverkäufer, und auch die kleinen Damen tauchen auf, mit roten geschminkten Wangen. Die Straße summt und atmet, — sie riecht nach Benzol, Parfüm und kaltem Herbstregen.

Lena trotzt hin zwischen vielen fremden Menschen, manchmal hält sie inne im Schritt und beginnt zu überlegen. Eine kleine, einjährige Insel, so sieht sie da und denkt ihre verwirren Gedanken. Karla hat recht, — ja, Franz muß sich schämen, aber das alles kann noch gut werden. Jemand etwas wird geschehen, vielleicht wird ein Wunder geschehen oder ein Unglück, — aber dann wird alles gut sein. Denn man ist auf der Welt, um zu leben und zu lieben, ohne Ende, ohne Grenzen.

„Eine Viertelstunde lang bemühte sich Franz, Ordnung zu schaffen. Er sammelte die verstreuten Kleider auf, legte jedes Stück einzeln zum Schrank. Warum war Lena noch nicht zurück? Franz begann zu pfeifen, aber es gelang ihm nicht recht.“

Im Hofwinkel standen ihre Sonntagsschuhe, kleine, abgetragene Halbschuhe, an den Sohlen klebte noch Schmutz und Walderde.

Franz holte Bürste und Schuhwische hervor. Vorsichtig stülpte er den Schuh über die Hand und begann zu putzen. Lena, Menschenkind, ich hab dich lieb, aber wenn ich denken soll, daß du jetzt bei Bornemann bist, vielleicht ist seine Frau ausgegangen, dieser verdächtige Affe, dieser... „Bist du treu?“ erkundete sich Franz. „Bist du brav?“ In stummer, wilder Zärtlichkeit büffete er die Schuhe blank. Aber dann schob er sie mit einem empörten Ruck unter den Ofen.

Mit gerunzelter Stirn marschierte er durchs Zimmer, es war fünf, vielleicht ging die Uhr falsch. Aber die Uhr ging richtig, der Zeiger rückte unaufhaltsam weiter.

Franz nahm das weiße, kleine Ruchepaket und preßte es zwischen den Fingern, bis es ein fettiger Klumpen war. Und hinein das mit in den Abfallimer! Da lag es jetzt zwischen Schmutz, Eierschalen und Zeitungsfetzen.

Der bleiche Regenimmel blühte durchs Fenster, wurde allmählich dunkelgrau. Schon wuchsen die Schatten, die Bilder an der Wand waren verschwommen, schwarze Flecke.

„Mädchen, Mädchen, Mädchen!“ sagte Franz wütend. Aber als er wieder beim Hofwinkel vorbeikam, holte er trotzdem die Schuhe hervor, es ging niemanden etwas an, wenn er ein paar schiefgetretene, dünne Mädchenchuhe streicheln wollte, dann streichelte er sie eben. Möglich fiel ihm der eine Schuh aus der Hand und polterte zu Boden. Franz rührte sich nicht, wie einen das erschrecken konnte, dieses dumpfe Poltern. Aber jetzt war die Kammer wieder totentill.

„Es ist ihr was passiert!“ Totentill war die Kammer, und ein schwarzer Schuh lag auf dem Fußboden, verlassen wie eine herrenloses Tier. Franz starrte ihn an: sie wird ihn nie mehr tragen! Da liegt ihr kleiner, alter Schuh und wartet auf sie, aber sie wird ihn nie mehr tragen.

Der Ring war im Schlafzimmer der gnädigen Frau, auf dem Büchertischen, zwischen einer Silberchale mit Petits four und schwarzen Wildlederhandschuhen. Ein kleiner Brillant, von einem zarten Kautenkranz umgeben. Wie ein blinkender Regentropfen sah er aus, wie eine Laugel, eine Menschenenträne, wie geschliffener Glasjerrat. Lena beugte sich näher, mit stockendem Atem, — da war er wie ein Auge und warf funkelnde, weißbrennende Blicke.

(Fortsetzung folgt.)